

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Wochenschrift

zur Unterhaltung und Belehrung.

F. Ronfort.

Heimgesunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am frühen Morgenstunden waren die Schloßleute zur Stelle, als Leutnant von Döbbern, den sie fast nicht kannten, abfuhr. Ein Hurra brauste hinter dem Wagen her und der alte Kutscher stimmte die „Wacht am Rhein“ an.

Er hörte seiner das wehe trodene Schluchzen auf der Veranda. Autropfen fielen die Tränen auf die Blätter des Schlingdorns. Und die Stunde kam, wo der Schloßherr im feldgrauen Waffenrock das Schloß seiner Väter verließ, um sein Blut dem Vater zu weihen. Noch einmal wandte er sich — gerade wurde die mit dem weißen Adler im blauen Felde eingeholt.

„Leb wohl, teure Heimat! Mein Arm und mein Schwert sind bei der Baronin auf Seeburg.“

„Gott schütze Sie und führe Sie wieder zu uns, Waldeemar!“ Dank, beste Freundin, und — seien Sie gut zu Marga — ich liebe Sie!“ — Rasch riß er sich los, denn er fühlte, wie in Gedanken an die Flüchtlinge all das Bittere in ihm aufwallte. — ins Feld! — Die Hörner schmetterten. „Zum Rhein, deutschen!“

„Sanne mutige feldgrauen, im ging es Erbfeind gen.“

„In fünf Minuten lief ich die Depesche nach.“

„Win vielen Kleinen müssen glücklich langt.“

„me, so es mög- Marga.“

„einige Ta- mani kam ab.“

„ante Do- schmele ihre At- und zog das gehegte Vöglein fest hinein.“

„Gott, was ist der stolzen Marga geworden? So ein gebrochenes, blaßes Gesicht.“

„Das dachte die Gute still für sich. Laut sagte sie: Du böses Mädel, hast du endlich heimgesunden!“

„Ach, Tantechen, ich habe mich so furchtbar gesehnt und Entsetzt erlebt. Kannst du mich denn noch liebhaben? Stößt mich nicht von dir.“

„Kind, wäre das Liebe, die nicht im Verzeihen groß sein könnte. Du hast mir so viel Sorgen abgepreßt, da muß ich dich ja noch viel mehr lieben.“

„O, du Einzige! Du wirfst mich ja ganz zu Boden mit deinem goldenen Herzen. Das verdienst du ja nicht.“

„Indem du einsiehst, welch großes Unrecht du uns getan, hast du zugleich deine Strafe, darüber mußt du dir selbst hinweghelfen.“

Auf einmal wurden Margas Augen groß und fragend.

„Tante, — wo ist er — Waldeemar?“

„Dort, wo ein deutscher Mann jetzt sein muß, im Felde!“

„Fort, ohne daß ich ihn um Verzeihung gebeten? Tante, das ist das Schlimmste. Nun drängen Schwerter und Kugeln um sein teures Haupt und ich Unselige muß in Schmerzen mich winden, denn ich habe ihm so weh, so entsetzlich weh getan. Heute fühl' ich es, — verstehe es! Tante hilf mir doch — es darf ja nicht sein!“

Er muß noch einmal zurückkehren, ehe er seine Brust den Feinden darbietet. Ich sterbe sonst aus Angst um ihn. Ohne ein gutes Wort ist er fort! Ich Unselige — was habe ich getan. Nun ist's zu spät.“

Ein Weintrampf erschütterte sie.

Mit größter Mühe nur gelang es der trefflichen alten Dame, ihren Pflegling zu Bett und in Ruhe zu bringen. Dann eilte sie und sandte eine Depesche an den Grafen.

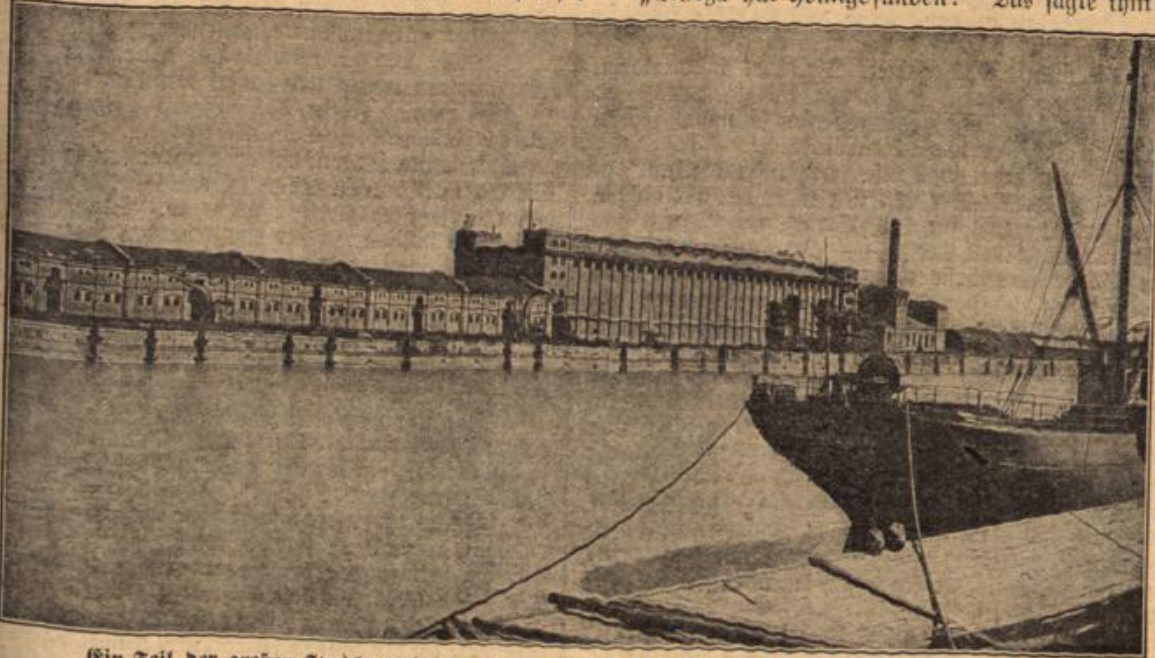
„Marga hat heimgesunden!“ Das sagte ihm alles.

Die junge Erbin war so stolz auf das Meer des Lebens hinaus- gefahren und kehrte als eine Schiffbrüchige heim. Die lof- tenden Ziele waren zerron- nen wie eine „Fata Morga- na“. Nun lag sie blaß wie eine Lilie auf dem Ruhebet- te und ward von der alten Tante mit der denkbar liebe- vollsten Pflege umgeben.

Nichts schien sie aber aus ihrer Apathie zu reißen. Mit großen Augen sah sie in die Ferne und ihre Lippen murmelten oft: „Nun ist er fort, — wie ich ihn einst verließ.“

Tante Dorette besprach einst sorgenvoll Margas Zustand mit Helma. Diese erklärte sich sofort bereit, zu helfen. Sie war der Heimgekehrten mit einem offenen Herzen und liebevoller Teil- nahme entgegengekommen.

Entschieden hatte sie abgewehrt, als Marga sich einmal an-



Ein Teil der großen Speicheranlagen der rumänischen Regierung im Donauhafen von Galatz.

zu reißen. Mit großen Augen sah sie in die Ferne und ihre Lippen murmelten oft: „Nun ist er fort, — wie ich ihn einst verließ.“

Tante Dorette besprach einst sorgenvoll Margas Zustand mit Helma. Diese erklärte sich sofort bereit, zu helfen. Sie war der Heimgekehrten mit einem offenen Herzen und liebevoller Teil- nahme entgegengekommen.

Entschieden hatte sie abgewehrt, als Marga sich einmal an-

flachte: „Nur Ihnen, Helma, habe ich so wehe getan, daß ich nicht wagen darf, um Verzeihung zu bitten!“

„Das sollen Sie auch nicht, Marga. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sind wir nicht alle irrende Menschen?“

„Sie sind so gut, daß mir mein Unrecht nur noch schwerer auf die Seele drückt.“

Helma bemühte sich vergebens, Marga aus ihrem Brüten herauszureißen.

Eines Tages erhielt die Baronin ein Schreiben von Waldemar. Sie weinte, als sie dasselbe gelesen und sagte zu Helma: „O, ist denn alle Welt auf den Kopf gestellt? Erst war sie trotzig und nun schmollt er und macht alle meine Pläne zunichte. Ich hatte es mir so schön gedacht, daß ein milder, vergehender Brief unsere Kante aus ihrer Interesslosigkeit aufrütteln würde. Aber hören Sie nun, was er mir da antwortet. Den ersten Schritt kam ich nicht tun, dafür bin ich zu nichtachtend und tränkend behandelt worden. Daß meine Gefühle für Marga die gleichen wie ehemals sind, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Aber zur Zeit sehe ich noch keine Garantien und Möglichkeiten für eine Annäherung zwischen Marga und mir. Überlassen Sie bitte alles der Zeit und — Marga selbst! Für Ihren treuen, guten Willen herzlichen Dank! Nun sitze ich hier und weiß nicht aus noch ein. War doch sonst ein so netter, lieber Junge. Gott behüte ihn nur da draußen. Unterdessen geht mir hier das Mädel verloren. Es ist ja ein Jammer, so was täglich sehen zu müssen. Ach, bestes Helma, können Sie mir nicht ein bißchen helfen. Ich weiß mir wirklich keinen Rat, um der dumme Junge gänzlich versagt hat.“

Helma mußte im stillen über den „dummen Jungen“ lachen. Die gute alte Dame sorgte sich um beide. Da mußte einmal energisch zugegriffen werden. Aber es galt Vorsicht.

„Lassen Sie mich nur gewähren, liebe, gnädige Frau, ich will einmal mit Marga reden.“

Sie ging in den herrlich stillen Garten. Im warmen Sonnenschein lag Marga auf einer Ottomane, die man auf die Kanonenbatterie geschafft hatte. So müde sah dies durchscheinende Gesichtchen aus. Es war Zeit, daß hier etwas geschah.

„Wie lieb von Ihnen, Helma, daß Sie mich Einsame einmal aufsuchen.“

„Einsam? Ach warum sind Sie es denn?“

„Ich bin so matt, lauge zu nichts, keine Beschäftigung erfreut mich. Fange ich etwas an, so habe ich in der nächsten Minute schon die Lust dazu verloren und gebe es auf.“

„Weil Sie es eben nicht richtig anfangen, liebe Marga. Mir ist der Tag zu kurz, ich werde gar nicht fertig mit all meinen Plänen.“

„Und Sie finden stets zu tun, stets Lust dazu!“

„Ja, ich sagte es schon. Aber Sie Kunst haben in der Fremde eben das Schönste und Feuerste gelassen, das fehlt Ihnen nun!“

Helma schritt lähn auf ihr Ziel los, unbekümmert darum, ob alte Wunden dabei berührt wurden. Eine leichte Röte fleg in Margas Wangen.

„Ich verstehe Sie nicht. Was meinen Sie, was ich verloren haben sollte?“

„Ach, seien Sie nur nicht böse. Ich rede da so unbescheiden heraus, was ich denke. Lassen wir es ruhen.“

„Rein, sagen Sie mir bitte, was Sie über mich denken.“

„Gewiß nichts Schlimmes. Mir will nur scheinen, als ob die Fremde Ihr Herz erkalten ließ für das Vaterland. Durch das ganze Land geht eine Woge voll Stolz — aber auch voll Leid. Unsere tapferen Söhne und Brüder draußen geben Blut und Leben daran im Ringen um den Schutz und Sieg unseres geliebten Vaterlandes. Dabei werden auch Wunden geschlagen, — unser ist die Pflicht zu heilen und zu lindern. Das ist die Aufgabe einer deutschen Frau. Ach, hätte ich ein solches Besitztum zur Verfügung wie Sie, — die braven Feldtrauen mit den erschossenen Leibern sollten ein Heim darin finden und ich wollte ihnen nicht nur die Räume, nein, auch meine liebende Fürsorge widmen. Das wäre herrlich! Ein Dankesbild aus den Augen eines Todwunden, das wäre der schönste Lohn aller Mühen. Aber — leider bin ich nicht Besitzerin eines Schlosses und muß mein armes Mütterlein pflegen.“

Marga redete keine Silbe. Ihr Auge sah träumerisch über die spiegelnde Fläche des Sees.

Helma dachte ob des zweifelnden Erfolges ihrer von warmer Herzlichkeit getragenen Worten. Endlich stellte Marga eine Frage.

„Und Sie glauben, daß ich da von einigem Nutzen sein könnte? Daß es mir gelingen dürfte, Leid zu lindern, ich armes, schwaches Geschöpf.“

„Ja, Marga — das können Sie! Wir Frauen sind doch in bezug auf Schmerzertögnis stärker als jeder männliche Held. Zudem ist es unsere Pflicht, den Wunden auszufüllen, auf dem uns Schicksal und Begabung weist, — das Vaterland braucht uns.“

„Helfen Sie mir, Helma! Ich will! Sehen Sie, ich bin wie

ein von der Brandung an ein unwirkliches Ufer geschleudert.“

„Rein, das sind Sie nicht. Fassen Sie Mut, da sind ja viele Menschen, denen Sie viel geben sollen.“

„Ach und dem einen?“

Tränen begannen wieder zu fließen.

„Gott, wird ihn gnädig heimführen.“

Da schrie Marga hell auf und klammerte sich an Helmas Mädelchen.

„Das ist's ja, das Entsetzliche! Stündlich drohen ihm Gefahr und ich darf nicht einmal für ihn beten. Ich bin ja zu schlaues D, was habe ich alles getan.“

Helma erkannte, daß das Eis schmelzen wollte und zu helfen.

„O, das tötet eine rechte Liebe nicht! Die duldet — wir!“

„Ach, liebste Helma, wenn ich doch den Glauben könnte gewinnen.“

„Nichts leichter als das. Vernen Sie erst wieder an Ihre Kraft glauben, dann fügt sich das andere von selbst.“

„Sei meine Freundin, verlaß mich nicht. Ich habe verloren!“

„Ich bleibe bei dir, Marga, reich mir deine Hand.“

So schloß diese Stunde den Freundschaftsbund zweier Herzen. Die stolze, selbstsichere Erbin von Seeburg, in ihrem Mute die Schwingen zum Fluge in die Welt hatte, lag nun an Helmas Brust und klammerte sich an die gewonnene Freundin an.

Helma Zieberg war aber auch so recht ein Wesen, und Hoffnung zu spenden. Ihre menschliche Ruhe, mäßige Freundlichkeit half der langsam und schwer über die ersten schlimmen Zeiten hinweg.

Margas Herz blutete aus vielen Wunden und die warf sie noch oft darnieder. Aber von Helma ging eine an der sich die Gescheiterte immer wieder emporhob. glücklicher als Tante Dorette. Und als Marga endlich wachendem Lebenswillen die Angelegenheit mit der Behörden fordernte, um aus Seeburg ein Soldatengene zu machen, da nahm die Baronin Helma in Ihre Arme.

„Sie braves, gutes Mädchen! Sehen Sie sich Ihre die lebendige, schaffende Marga, — nur Ihrem Eingreifen haben wir es zu danken, daß meine erteiltem Lebensmüte wieder eine Lebensaufgabe in sich selbst gefunden hat.“

„Ach, das ist ja so wenig, was ich gegeben habe.“

„Still, verkleinern Sie nicht Ihre Mitwirkung.“

„Nur wüßte, womit ich Ihnen eine Freude bereiten Ihnen meinen Dank so recht überzeugend auszudrücken.“

Helmas klare Augen richteten sich mit ehlicher Antlitz der gütigen Dame.

„O, Sie würden mich froh und dankbar machen, mich nur ein wenig lieb haben könnten.“

„Ein wenig? Nein, von ganzem Herzen liebe ich soll es bleiben.“

„Ich danke Ihnen. Kein Mütterchen hat Sie Sie redet oft von Ihnen. Ach, wie wären wir glücklich, dieser entsetzliche Krieg nicht wäre. Stündlich das Gefahr zu wissen, ist für ein lebendes Herz furchtbar.“

Ein Weinen erschütterte den Körper des jungen Kommen Sie, Helma, weinen Sie sich nur.

„In Hause darf ich mir nichts merken lassen, denn regt sich dann stets so sehr auf.“

„Wenn das Herzchen wieder einmal schwer ist, Sie getrost zu mir.“

Helma stand auf. „Ach, nun ist mir schon leichter, davon reden dürfte. Wenn auch Stunden des Wehens so bin ich stolz auf meinen Jeslo, jetzt ist er schon ganz das „Eiserne“ hat er auch.“

„Ach, es ist eine große, schöne, schwere Zeit.“

„Wir werden sie durchhalten!“

Erstreckten die beiden herum. Marga stand für. Sie hielt eine Mappe mit Papieren unter dem

So mutig, so ernst klang ihr Wort. Ihr ganzes erinnerte an die einstige Marga und doch klang es wie ein über dem ganzen Wesen, eine müde Sehnsucht brach aus ihren Augen. Doch jetzt leuchteten sie auf, fast als ehedem.

„Es ist alles geregelt! Morgen schon kommen die ten! Wie ich mich freue. Sie sollen es gut haben heim finden. Wie schön ist es doch, wenn man geben findet das Herz jetzt seinen letzten einzigen Trost.“

Die letzten Worte klangen etwas schwankend. Helma

Marga ist das all dein Lebensmuth? Du stehst ja erst im Anfang.“
 „Ja, du hast recht. Ich will nicht klagen, sondern mein Leid
 den vor diesen armen Menschen, deren Glieder der grausige
 zerriss. Wir wollen sie hegen und pflegen, das sind wir
 und dem Vaterlande schuldig. Der Kaiser rief — wir alle
 kommen! An uns selbst wollen wir noch nicht denken.“
 „Sieh, das ist meine Marga, wie ich sie mir wünsche!“
 Am Tages hielten Wagen und Autos vor dem Portale der
 Burg. Weiße Gesichter mit müden Augen, oder gesunde
 aber mit unruhigen Augen, aber dafür fehlte meist ein Glied.
 Leiden, stille Burschen, die so dankbar zu ihren Helfern
 hatten und mit sehnsüchtigen Mienen von der Terrasse über
 See hinansahen.

„Das schön hier. Und wie gut, wie freundlich sind die Da-
 men, da vergißt man den blutigen Graus und Donner, man
 kann noch mehr getan haben, als das bischen da, was
 abgefragt hat.“

Die Worte der selbstgrauen Felden waren Balsam für die
 Wunden des Soldaten-Genesungsheims Schloß Seeburg.

8. Ein killes Glüd.

„Ein kille richte und dehnte sich Deutschland, das von
 seinen ungeheuern ringsum bedrängt, stets neue Schläge aus-
 unentwegt schritt es dahin, bald hier, bald dort die Feinde
 verjend. Das ganze Volk ein Guß von Stahl und Erz!
 Bunden brachte der Krieg dem einzelnen. In der Gesamt-
 heit es unerschütterlich und trotz aller Lüge der Feinde.
 Wagen I. Klasse des Frankfurter Schnellzuges saßen zwei
 in erster Unterhaltung. Ein blondbärtiger Kürassier-
 eier, der zwei Stöße neben sich lehnen hat und ein junges
 Mädchen, aus dessen Augen ein tiefer Kummer seine
 he redet.“

Waldemar Hohen-Arnstein und Helma Triefberg. Die letztere
 nach einer Pause zu reden.

„Ich sage Ihnen, Waldemar, sein letztes Schreiben war in
 ganz verzweifelter Tone gehalten. Er gab mir sein
 zurück und schrieb solche bittere Worte, wie ich sie nie von ihm
 hätte. Aber ich weiß, es ist nur seine übergroße Liebe zu
 das niederdrückende Bewußtsein seiner Armut, welche ihm
 Worte in die Feder diktiert!“

„Ja, aber was machen wir, wenn er nun mein Aner-
 ausschlägt?“

„Ich weiß es nicht. Verzeihen Sie mir nur, Waldemar, daß
 ich mit meinen Angelegenheiten belästige, aber ich mußte
 Sie zu helfen.“

„Sie bin ich, wenn Sie noch weiter um Entschuldigung
 ersuchen müßte ich Ihnen zürnen, wenn Sie mir, Ihrem
 Verwandten, die Sache nicht unterbreitet hätten. Wenn
 nicht so schwer wäre, das Helfen. Aber der brave Döbbeln
 ganz ratiater Mensch in puncto Ehrgefühl.“

„Ich tut mir leid, daß Ihre Güte wohl umsonst sein dürfte.
 Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, wie gering meine Hoff-
 nung für Ihren Plan zu gewinnen.“

„Ich glaube, die Zeit hilft da auch mit. Lassen Sie mich
 nachdenken, vielleicht fällt mir etwas Besseres ein. Also
 der Arm ist völlig unbeweglich.“

„Wie er mir schrieb.“

„Einmal gebrochen, — die Muskeln zerseht, aus dem Schulter-
 gedreht, freilich das ist ein bißchen viel. Aber wir müssen
 ihn in Gang bringen. Sie geben ihn doch nie auf.“

„Und wenn ich mit meinen Händen für ihn arbeiten müßte.
 Ihren Augen war ein harter Glanz. Das Wort kam so
 ohne alle Phraze heraus, daß Waldemar ihr die Hand

und dann zum Fenster hinaus sah. Dachte er an sein
 es Lieb? Das Herz war ihm manchmal selbst so schwer,
 sich nach Marga oder einem lieben Worte von ihr und

er mußte fest bleiben. Margas Genesung durfte nur aus
 dem Innern heraus geschehen.

„Ich dachte an Jesko, der nun ein Krüppel war und in
 übertriebenen Ehrenhaftigkeit die Braut fast mit Gewalt

hies. Ein langes Schweigen lastete auf beiden. Schon
 der Zug über die Weichen vor der großen Halle des

Bahnhofs von Wiesbaden, als Waldemar aufsprang:
 „Ich hab's, so fangen wir ihn, ich werf' ihm einen

Stein, auf den heißt er. Sollen mal sehen, es wird! Aber
 keine Zeit zu langen Erörterungen, wir sind zur Stelle.“

„Wie mich nur gewähren!“

Waldemar, was fange ich an ohne Sie? Mir ist so bange, —
 habe ihn doch so lieb!“

„War ganz blaß vor Erregung.“

Der Zug fuhr mit Donner und Rattern in die Halle. Jetzt
 Die Menschenmenge ergoß sich auf den Bahnsteig.
 Marga sprang leichtfüßig aus dem Abteil und half dem Ritt-

meister, dem eine Schrapnellkugel den rechten Oberarm zerrissen hatte, in das Freie. Es war eine bloße Fleischwunde, die bald heilen würde.

Die Passanten sahen sich interessiert um, die hohe Gestalt in dem selbstgrauen Gewande, das Eisenkreuz auf der Brust, machte einen imponierenden Eindruck. Der stolze Wid der kühnblühenden Augen hatte etwas Gebietendes.

Helma ergriff sorglich seine Linke und stützte ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dackel der Tante.

Humoreske von Bernhard Walter. (Nachdruck verb.)

Tante Hulda war gewiß eine achtungswerte Dame und ich brachte ihr als Nefse auch das richtige Maß verwandtschaftlicher Zärtlichkeit entgegen. Aber das war sicher: Mitunter konnte sie nicht nur mich, sondern ihre ganze Umgebung zur Verzweiflung bringen. Daran war niemand anders als ihr Dackel schuld, der den schönen Namen „Rauke“ in diesem irdischen Jammerthal herumtrug.

Rauke war ein Dackel, wie es viele gibt. Er hatte ein rotbraunes Fell, sehr krumme Beine und ein verzimmtes, Spitzbubengesicht. Es ist wohl nicht nötig, ihn noch näher zu beschreiben. Jedes Kind weiß ja, wie ein Dackelhund aussieht.

„Papa“, sagte eines Tages, als ich nach Hause kam, meine Frau zu mir, „morgen kommt Tante Hulda.“

Auf den Ehrennamen „Papa“ hatte ich eigentlich keinen Anspruch, da wir keine Kinder hatten. Meine Frau hatte sich diese Bezeichnung aber seit langer Zeit angewöhnt, und so blieb ich denn der Papa meiner Frau.

Daß uns Tante Hulda in unserem idyllischen Städtchen am Bodensee wieder einmal heimsuchen würde, hatte ich längst erwartet. Ich brachte daher keine Überraschung zu heucheln und sagte nur: „So? Na, das freut mich!“

„Ja“, wiederholte meine Frau, „morgen kommt Tante Hulda.“ Und dann setzte sie — wie es mir vorkam, mit einem unterdrückten Seufzer — hinzu: „Rauke begleitet sie natürlich.“

„Natürlich“, entgegnete ich möglichst unbefangen. „Was soll der arme Kerl auch allein zu Hause beginnen? Na — und der Dackel?“

„Den Dackel bringt sie auch mit“, sagte meine Frau in einem Tone, als ob es sich nicht um den Gatten der Tante, sondern um ein Lebewesen handelte, das erst in weitem Abstand hinter dem Hundevieh in Betracht kam. Angefähr war es auch so. Aber ich war über diese Rangabstufung doch etwas verstimmt.

Während meine Frau nach dem Abendbrot sah, ging ich unverzüglich an die Arbeit. Allenfalls, wenn der Besuch des Dackels drohte, hatte ich die angenehme Pflicht, Raukes Lagerstätte herzurichten. Zu diesem Zweck holte ich aus dem Keller eine Kiste mit schönen, glattgehobelten Wänden. Diesen Behälter polierte ich mit buftigem Heu aus. Dann brauchte ich nur noch meinen Bettvorleger zu opfern und Rauke konnte sein Lager beziehen. Nur eine Vorsichtsmaßregel war noch zu treffen: Ich beraubte den Schuhschrank seines Inhalts. Die Schuhe verstaute ich hoch oben auf den Schränken, und das war sehr notwendig. Rauke mußte offenbar zum Aufbau seines Körpers jeder dringend nötig haben. Kein Schuh oder Stiefel war vor seinen scharfen Zähnen sicher, und erst im vorigen Jahre hatte er die neuen Chevreau-Stiefelchen meiner Frau — sie waren etwas eng, aber von tadelloser Eleganz — vollständig zerknabbert.

Pünktlich waren wir am nächsten Nachmittag um vier Uhr auf dem Bahnhof und warteten mit etwas gemischten Gefühlen der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen auch! Tante Hulda kletterte zuerst aus dem Wagen, und ehe ich noch meine herzliche Begrüßungsansprache beenden konnte, hatte ich den Dackel schon unter dem Arm.

Auf die Entwendungen, die mir die Tante vom Gesicht ablesen mochte, antwortete sie nur mit einem lebenswichtigen Lächeln: „Du wirst mir gewiß den Gefallen tun, lieber Oskar, den Dackel zu tragen, bis wir aus dem Gedränge am Bahnhof heraus sind. Wie leicht könnte das arme Tierchen verletzt werden, und Heinrich ist mir zu unzuverlässig!“

Darauf konnte endlich die unterbrochene Begrüßung fortgesetzt werden. Heinrich — das war der Dackel — besorgte dann das Gepäc. Ich hätte ihm diese Arbeit gerne abgenommen, aber ich mußte ja das „arme Tierchen“ hüten.

Wir warteten geduldig auf den Dackel. Rauke verhielt sich zuerst ganz brav. Dann wurde ihm die Sache langweilig. Er erinnerte sich, daß er eigentlich ein Jagdhund sei, und bohrte seine feuchte, kalte Schnauze in meine Rocktasche, als wollte er dort einen Dachs ausspüren. Da mir die Tante gerade den Rücken zuwandte, gab ich ihm einen Klaps auf die Wadelschoten.



Sanitatsschlange auf dem Marsch zum Schlachtfeld. (Mit Text.)

Das nahm mir Naute sehr übel! Er erhob ein Gequielesche, als ob jemand versucht hätte, ihm die Haut bei lebendigem Leibe abzuziehen. Tante Hulda drehte sich empört um. Ich bekam einen roten Kopf und stammelste etwas von „Gedränge — Packträger — und so . . .“ Hierauf behauptete die Tante: „Rohhe Menschen gibt es überall!“ Und dann freichelte sie den geliebten Dackel, um ihn für die erlittene Unbill zu trösten. Naute ließ sich das gern e' len. Er verdrehte die Augen, daß nur noch das Weiße zu sehen war, und schielte mich recht schadenfroh an.

Endlich setzten wir uns in Bewegung, und ich konnte den Dackel laufen lassen. Er gab seiner Freude über die wieder-

erlangte Freiheit durch lautes Gebell Ausdruck. — Dann biß er einen vorüberfahrenden Radler in die Wade, warf einen gefüllten Müllimer um und zog einem kleinen Jungen das aus den Hosens heraushängende Hemd noch weiter hervor. Die Tante wollte sich vor Lachen

ein kühler Windhauch leise darüber hin und wirbelte kleine Wellen auf, welche dann mit melodischem Rauschen an den Uferkiefern zerstäubten.

Eilfertig zog ich einen Kahn heran. Wir stießen ab und wollten uns schon der feierlichen Abendstimmung hingeben, da erscholl am Ufer ein markerischmütern des Geheul: Naute war nicht zum Mitfahren eingeladen worden! Das Boot bekam einen plötzlichen Ruck, Tante war mit ihren zweihundert Pfund vom Sitz auf. Sie warf mir einen bösen Blick zu und befahl, sofort den. Aber ehe das Manöver noch ausgeführt werden hatte Naute schon gehandelt. Er stürzte sich mit eintigen Sack in die Fluten und schwamm gravitatisch Kahn zu. Nachdem er glücklich an Bord befördert worden vergoß Tantchen helle Tränen ob dieses Beweises hinglichkeit. Am liebsten hätte sie den Köter auf genommen. Das verbot sich aber von selbst, denn Naute

Gegen Abend schlug ich einen Spaziergang durch die Hafenanlagen. Die Tante willigte ein, aber unter der Bedingung, daß Naute mitgehen würde und daß ich sorgsam auf ihn würde, damit er sich in dem fremden Lande nicht verlaufe. Ich versprach heilig, ihn wie meinen Augapfel zu und vertiefte mich mit Dntel in ein anregendes Gespräch über die schen Luftschiffe, die Staaten an denjenseitern und andere erbauliche. Tante Hulda bekam plötzlich eine Kahnpartie zu machen. Der Naute aber auch köstlich! Die weite Sees lag jetzt wie ein blaugrüner Vor unseren Augen. Nur manchen



Oberleutnant Steinbauer. (Mit Text.)



Versteckter Beobachtungsposten bei den Deutschen Stellungen in der Gegend von Pinol.
Phot. Leipziger Pressebüro.

auschürten. Ich hatte jedoch Mühe, den heulenden Knirps zu beruhigen. Als wir zu Hause angelangt waren, mußte ich zunächst für die leiblichen Bedürfnisse unseres vierbeinigen Gastes sorgen. Darauf legte sich Naute auf der Veranda zur Ruhe nieder und fing an zu schnarchen.



Eine vollständig zerstörte Kohlengrube bei Lens.

...nen etwas eigentümlichen Geruch aus, der mit Veilchenduft nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Außerdem war er natürlich matschnäz und hatte uns schon mit einem feinen Sprühregen bedacht, als er sich das Wasser abgeschüttelt hatte. An einem der nächsten Tage unternahmen wir eine Dampferfahrt nach Bregenz. Wir hatten uns schon frühzeitig auf den

rechnen, daß sie uns sicher mit einem hübschen Sömmchen in ihrem Testamente bedenken würde. Daraus wäre jedoch nichts geworden, wenn ihrem braunen Liebling durch meine Schuld ein Unheil zugestoßen wäre. Der schöne Waldspaziergang wurde mir freilich etwas getrübt, weil ich immer auf das Hundegekläff horchen mußte. Ließ sich Rautke eine Weile nicht hören, so drang



Polnische Post. Nach dem Gemälde von A. von Wierusz-Kowalski. (Mit Text.)
Photographie und Verlag von Franz Danstacnal in München.

...gemacht und wanderten nun wohlgenut auf schattigen Waldwegen nach dem Gebhardsberg. Rautke tobte sich nach ersenslust im Walde aus. Ich gab scharf auf ihn acht. Daß mir besonders ans Herz gewachsen war, hätte ich allerdings nicht behaupten können; dazu hatte er mich schon zu oft geärgert. Der Tante Gulda hatte keine Kinder, und ich konnte darauf

ich in das dichte Waldgebüsch ein und atmete erleichtert auf, wenn er wieder vor mir auftauchte.

So waren wir glücklich auf dem Gebhardsberge angelangt. Wir hatten schon oft die herrliche Aussicht genossen, die sich von hier auf die majestätischen Boralberger und bayerischen Alpen, auf das idyllisch zu unseren Füßen liegende Rheintal und die

lieblichen Ortschaften um den Bodensee den erschauten Augen bot. Das reizende Bild nahm uns immer wieder gefangen, und wir schauten auch heute lange in diese Pracht, die sich bei dem klaren Sommermorgen in ihrer ganzen Schönheit entfaltete.

Endlich hatten wir uns fast gesehen und schickten uns zum Abstieg nach Bregenz an. Tante Hulda sah sich plötzlich umherschauen. Dann blinnte sie mich an und fragte: „Wo ist denn Raute?“

Wir wurde auf einmal ganz heiß, doch sagte ich sorglos: „Der kann nicht weit sein. Soeben ist er noch um uns herumgejagt.“

Das war zwar gelogen. Ich hatte den Dackel, seit wir auf dem Gebhardsberge waren, völlig vergessen, war jedoch tatsächlich überzeugt, daß er sich nicht weit entfernt haben konnte.

Schleimig begab ich mich auf die Suche. Ich drang tief in den Wald ein und schrie aus voller Lungenkraft: „Rau—te—e! Rau—te—e!“ Kein Hundegelläch antwortete. Eine Ansel sah mich mit ihren klugen Augen höhnisch an, ein Eichhörnchen turnte, erschreckt durch mein Gebrüll, bis in die höchsten Zweige einer Tanne, im Laub raschelte eine Eidechse — sonst war kein lebendes Wesen zu sehen und zu hören, am allerwenigsten ein rotbrauner Dackel mit sehr krummen Beinen und einem verschmizten Spitzbuckengesicht. Ich kroch noch tiefer in das Waldesdickicht hinein. Dürre Zweige schlugen mir ins Gesicht. Auf dem glatten, mit Nadeln übersäten Boden glitt ich aus. Ich rief den schönen Namen „Raute“ in alle vier Windrichtungen — alles vergeblich! Raute war wie vom Erdboden verschwunden.

Trübselig gab ich schließlich meine Bemühungen auf und arbeitete mich aus dem Walde heraus. Tante, Dackel und meine Frau waren nicht mehr zu sehen; ihnen hatte meine Abwesenheit zu lange gedauert. Glücklicherweise hatten wir aber davon gesprochen, daß wir das Mittagmahl im Hotel „Kaiserhof“ einnehmen wollten. Dahin waren sie zweifellos vorausgegangen. Ich begab mich zunächst nach dem Bregenzer Polizeiamt und lieferte eine genaue Beschreibung des abhanden gekommenen Dackels. Dann hinterlegte ich zehn Kronen, zum Teil als Belohnung für den ehrlichen Finder, zum Teil als Vorausbezahlung für etwaige Transportkosten. Auch meine Wohnung und Fernsprechnummer gab ich an. Damit hatte ich alles getan, was in einem so schwierigen Falle überhaupt getan werden konnte, und ging in den Kaiserhof.

Tante Hulda verzog bei der ausführlichen Schilderung meiner vergeblichen Anstrengungen spöttisch den Mund und meinte spitz:

„Ich weiß es ja schon lange, daß ihr kein Herz für das Tier habt. Dein Esel wird nicht sehr groß gewesen sein, sonst hättest du den armen Raute wohl gefunden. Gewiß freust du dich im Innern, daß er verschwunden ist und daß du nun nicht mehr auf ihn aufpassen brauchst.“

Ich beteuerte das Gegenteil. Meine Frau unterstützte mich kräftig und sagte:

„Du irrst dich, Tanten! Wir freuen uns allemal riesig, wenn du uns deinen lieben Besuch meldest. Aber wenn du uns schreibst, daß Raute mitkommt, dann ist die Freude noch größer.“

Ich sah meine Frau von der Seite an. Sie wurde etwas rot, ließ sich aber nicht hören. Wirklich gelang es auch ihrer Verehrtheit, Tante Hulda soweit zu befriedigen, daß sie sich herbeiließ, ihr Mittagessen zu verzehren. Es schmeckte ihr auch vorzüglich, obgleich sie vorher erklärt hatte, daß sie keinen Bissen hundertwürgen könnte, solange Raute nicht gefunden worden sei.

Nach dem Essen erklärte sie sehr bestimmt: „Wir ist der Tag verleidet. Ich fahre mit dem nächsten Dampfer zurück!“

Alle meine Einwendungen, daß der schöne Tag doch gehörig ausgenutzt werden müßte, daß wir hier in Bregenz den verloren gegangenen Raute doch am sichersten finden würden, schnitt sie mit den Worten ab: „Nein, ich mag nicht! Hier würde ich nur immer an meinen Verlust erinnert werden.“

Wir fügten uns schließlich ins Unvermeidliche, und in gedrückter Stimmung wurde die Fahrt nach Friedrichshafen zurückgelegt.

Als wir in meiner Wohnung am Kaffeetisch saßen, rasselte plötzlich die Telephonklingel. Mich ergriff es wie eine freudige Ahnung. Ich sprang nach dem Apparat und meldete mich: „Hier Oskar Stammeler. Wer dort?“

„Hier Kaiserlich-königlich Österreichisches Stationskommando Bregenz! Sie sind doch der Herr, der auf seinen Hund nicht aufpassen hat — bitt' schön!“

„Ja, der bin ich. Ist der Hund gefunden worden?“

„Ja, vor einer halben Stunde hat man ihn hier eingeliefert — bitt' schön.“

„Ist es auch der richtige?“

„Das glaub' ich schon. Können Sie mir vielleicht ein besonderes Kennzeichen angeben — bitt' schön?“

„Ja, freilich. Ist der Hund in Ihrer Nähe?“

„Ja. Er liegt am Fenster in der Sonne.“

Mein Inneres jubelte — Raute lag immer in der Sonne.

„Dann sehen Sie ihn doch einmal an. Das linke Ohr trägt in der Regel umgeklappt.“

Kurze Pause. Dann meldete sich wieder das Kaiserlich-königlich Österreichische Stationskommando: „Das kann ich nicht stellen. Er liegt gerade auf dem linken Ohr.“

„Dann rufen Sie ihn doch einmal bei seinem Namen.“

„Wie heißt er denn?“

„Raute!“

„Wie???“

„Rau—tee! A wie Nathan, A wie Anton, U wie L wie Karl, E wie Emil!“

„Aha, jetzt versteh' ich. Also Raute!“

Wieder kurze Pause. — Dann ließ sich das Kaiserlich-königlich Österreichische Stationskommando wieder vernehmen: „Ich ihn gerufen, aber er kommt nicht!“

Nun war es ganz sicher: Raute kam nie, wenn man

„Schön,“ rief ich in den Schalltrichter, „das ist der richtige Name.“

„Wollen Sie ihn hier abholen — bitt' schön?“

„Nein, das ist mir zu weit. Schicken Sie ihn doch mit nächsten Zuge im Gepäckwagen!“

Anscheinend reifliches Nachsinnen. Dann drang es in Ohr: „Der nächste Zug kommt aber erst in der Nacht um Uhr nach Friedrichshafen.“

„Das schadet nichts! Ich hole den Hund am Gepäckwagen.“

„Ja, dann wird's gehen. Und was soll ich mit dem machen — bitt' schön?“

„Geben Sie dem Entlieferer des Hundes fünf Kronen. bezahlen Sie die Frachtkosten, und für den Rest trinken eine Flasche Tiroler Roten!“

„Küss' d'Hand, Herr Baron! Ghorstamster Diener, Baron.“

„Schon gut! Ich danke Ihnen auch sehr. — Schluss!“

Bergnügt hängte ich den Hörer auf, drehte mich hastig und — vernahm einen gellenden Aufschrei! Tante Hulda, die Neugier getrieben, sich dicht hinter mich zu stellen, um dem Gespräch soviel wie möglich mit anzuhören. In der Freude, daß Raute gefunden worden war, hatte ich sie so kräftig auf die große Zehe getreten. Doch nahm mir das die nicht weiter übel. Ein freundlicher Schimmer verklärte ihr Antlitz. Als ich ihr das geführte Gespräch ausführlich berichtet hatte, meinte sie kurz: „Ich gehe um zwölf Uhr mit auf den Bahnhof.“

„Nein, Tanten!“, wehrte ich ab, „das geht nicht! So es hier am Tage auch ist, so kühl wird es in der Nacht, woher der kalte Wind vom Schweizer Ufer herüberweht. Du wirst dich erkälten, und das wäre die Sache nicht wert. Sei mir besorgt, ich bringe Raute sicher nach Hause. Ich lasse ihn laufen, sondern trage ihn wieder unter dem Arm.“

„Gut!“ meinte die Tante, „dann will ich hier warten. Ich gehe nicht eher schlafen, als bis du mit das Tierchen heim.“

Der Onkel war hierzu gerne bereit. Der Tag verfiel in angeregter Unterhaltung, wie sie sich immer einstellt, wenn angenehmes Ereignis erwartet wird.

Um elf Uhr zogen wir ab. Wir spazierten erst eine am See entlang, genehmigten dann auf der Terrasse am einen Schlummerhockchen und waren schon um dreiviertel Uhr am Bahnhof.

Der Zug lief pünktlich ein und ich eilte nach dem Gepäckwagen. In der geöffneten Tür stand der Packmeister und netzte sich die heiße Stirn. Ich streckte ihm beide Hände entgegen und sagte: „Na!“

Der Mann verstand die Bewegung falsch. Er brühte meine Rechte und sagte ebenfalls: „Na!“

„Wo haben Sie denn den Hund?“ fragte ich ungeduldig.

„Aha,“ sagte der Packmeister, „Sie meinen den Ausseer.“

„Ausgerissen war er,“ entgegnete ich, „das stimmt. Jetzt ist er doch wieder da!“

„So?“ erkundigte sich der Packmeister. — „Wo ist er denn?“

„Mir kam es vor, als wenn es mit dem Ranne nicht richtig im Kopfe wäre. Bei der Hitze, die den ganzen Tag herrscht hatte, wäre das auch kein Wunder gewesen. Ich mich daher zur Ruhe und sagte: „Das müssen Sie doch Sie haben ihn ja mitgebracht.“

„Nein,“ erwiderte der Packmeister mit der größten Seelenruhe, „mitgebracht habe ich ihn nicht. Ich dachte, Sie hätten ihn.“

Nun blieb mir der Verstand stehen. Da mischte sich der ins Gespräch. „Ihnen ist doch in Bregenz ein Hund zur Förderung nach Friedrichshafen übergeben worden?“

„Das ist schon richtig,“ gab der Packmeister zu, „aber ist fort!“

„Fort?“ wiederholten der Onkel und ich wie aus Munde.

„Ja“, sagte der andere, „der ist fort.“ Und nun wurde er
selbst: „Sehen Sie, meine Herren, die Sache war so: Als
den Hund in Bregenz übernommen hatte, da hab' ich ihn
erst mit einem Strick festgebunden. Da hat er immer so geheult
und gequiekt, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Drum
hab' ich ihn im Gepädwagen frei herumlaufen lassen. Das
hat er aber nicht lange so getrieben. Er suchte sich eine stille
Stelle aus und schlief ein. Zwischen Wasserburg und Nonnenhorst
hatten wir eine Weile auf freier Straße hatten. Im Wagen war
bei der Hitze so arg dämpfig. Da hab' ich die Tür aufgemacht,
um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Auf einmal sauste das
Thier mir zwischen den Beinen durch, so daß ich vor Schreck fast
aus dem Wagen gefallen wäre. Ehe ich mich noch erholt hatte,
war der Hund schon verschwunden. Ich hab' nur noch aus der
Ferne sein freudiges Bellen gehört. Dann sind wir weitergefahren.“

Wir starrten den Sprecher wie versteinert an. Er mochte
wohl merken, daß uns die Sache mehr zu
erregen ging als er geglaubt hatte, des-
halb fügte er seiner Rede noch die gutge-
meinten Worte hinzu: „Na, er wird schon
wiederkommen!“ und begab sich wieder
zu seiner Arbeit.

Mit diesem schwachen Troste mußten
Tante Hulda unter die Augen treten.
Sie weinte nicht, sie schrie nicht, aber sie
sah mich mit so merkwürdigen Augen an,
ob sie das alles für Schwindel hielt, was
da erzählt wurde. Ich versprach ihr, morgen
aller Frühe nach Nonnenhorst zu fahren
und dort die ganze Gegend nach unserem
Hunde abzusuchen. Onkel Heinrich ver-
sicherte sich, in allen Zeitungen, die in
der Gegend gelesen wurden, auffallende
Anzeigen aufzugeben, so daß Tante Hulda
sich wenig getrübt zu Bett ging.
Ich hielt mein Versprechen getreulich,
suchte aber nirgends auch nur die geringste
Spur von dem Flüchtling entdecken. Müde
und abgespannt kam ich am Abend nach
Hause und beantwortete die stummen Fragen der Tante und
meiner Frau nur mit einem Kopfschütteln.

Drei bange Tage verstrichen, ohne daß wir von dem ver-
schwundenen Hunde etwas hörten. Endlich, am Morgen des
vierten Tages, erhielt ich einen Brief, der uns alle mit großer
Freude erfüllte. Tante Hulda war wirklich in der letzten Zeit
ausgesprochen gewesen! Der Brief war aus Hemigkofen und
enthielt in einem etwas absonderlichen Deutsch die Mitteilung,
daß sich ein Hund, wie er in der Zeitung beschrieben war, ein-
gefunden habe. Er wäre sehr faul und läge immer in der Sonne.
Seine kürzere und deutlichere Charakterisierung kamte es
nicht geben! Ich schrieb sofort einen Eilbrief nach Hemig-
kofen und ersuchte, den Hund unverzüglich als Expressgut unter
Entnahme sämtlicher Auslagen und von zehn Mark als Findex-
traf an meine Adresse zu senden.

Der nächste Tag verstrich in fieberhafter Spannung. Tante
Hulda schickte mich zehnmal nach der Güterstelle, wo ich mich
einfinden mußte, ob das Expressgut noch immer nicht ein-
gefunden wäre. Der Tag neigte sich schon zu seinem Ende. Wir
essen gerade beim Abendbrot — da postete es an der Tür und
sprang hinaus, brüllte dem Mann eine ansehnliche Trinke-
se in die Hand und griff nach den Werkzeugen, die ich mir
früher um sechs Uhr zurechtgelegt hatte. Tante, Onkel und
Frau — alle umstanden mich, als ich mich anschickte, die Nägel
des Dedels der Kiste zu ziehen. Endlich war das Werk ge-
schafft: Der Dedel sprang herunter und aus der Tiefe der Kiste
schaute eine spitze Daddelschnauze auf, gefolgt von zwei Pöten,
die sich auf den Rand der Kiste stützten. Schließlich kam ein sehr
großer, walzenförmiger Körper zum Vorschein. Ich traute mei-
nen Augen nicht recht. Kurzsichtig war ich doch gewiß nicht,
aber was sich da aus der Kiste entwickelte, war etwas sehr Merk-
würdiges. Naute mußte sich offenbar in einem Schornstein
eingeklemmt haben, denn er war ganz schwarz. Noch starrten
wir alle das Ungeheuer an, das sich langsam aus der Kiste immer
mehr vorschob, da tief Tante Hulda mit einem schmerzlichen
Ausruf: „Das ist ja gar nicht Naute!“

Der Hund erschrak bei dem Schrei, kletterte vollends aus der
Kiste heraus, und als ich ihn festhalten wollte, schnappte er giftig
nach meiner Hand. Dann machte er ein paar Schritte über die
Treppe und — war im Dunkel der Nacht verschwunden!
Tante Hulda reiste am nächsten Tage ab — ohne Naute.
Onkel nahm sie mit.

Sonderbares Zahlungshindernis.

Bei der Kapitulation von Paris im Februar 1871 war der
Stadt bekanntlich eine Kriegskontribution von zweihundert
Millionen Franken auferlegt worden. Diese Summe wurde auch
ganz bezahlt; allerdings gab es dabei ein kleines tragi-komisches
Intermezzo, das wenig mehr bekannt sein dürfte. Die Zahlung
hatte bereits anstandslos begonnen und schon rüstete sich das
große Hauptquartier in Versailles, um in den ersten Märztagen
nach der Heimat aufzubrechen, da stellten die Franzosen die Zah-
lung auf einmal plötzlich wieder ein. Der Grund war allerdings
recht harmloser, aber gewiß merkwürdiger Natur, so recht bezeich-
nend für den starren Kopf des französischen heiligen Bureaunkraus.

Beim Kanzler Bismarck erschienen nämlich eines Tages die
französischen Minister Jules Favre und Poincaré-Quartier mit der
unerwarteten Eröffnung, die Bank von Frankreich sei außerstande,

die Weiterzahlung der noch fehlenden hun-
dert Millionen nach den vereinbarten Be-
dingungen zu leisten; das Geld liege zwar
bereit, aber die Bank sei leider nicht im
Besitz der nötigen — Geldsäcke. Man wäre
deshalb genötigt, die Geldstücke unverpackt
abzuführen, was für Zahler sowohl wie für
Empfänger zeitraubend und lästig wäre, so
daß der Zahlungstermin nicht einzuhalten
sei. Da in diesem Fall die Geldstücke ein-
zeln eingezählt und ebenso nachgezählt wer-
den mußten, während die Geldsäcke, die
jeweils eine bestimmte Summe zu einem
bestimmten Gewicht enthielten, nur gewo-
gen zu werden brauchten, mußte der letzte
Einwand der Franzosen als berechtigt an-
gesehen werden und Bismarck überließ so-
fort, mit welchen Schereereien er und die
das Geld einnehmende Generalintendantur
zu kämpfen hätten. Er erbarmte sich also
der bedrängten Franzosen und ließ sofort
telegraphisch deutsche Fabriken mit der Lie-
ferung des Stoffes für die benötigten Geld-

säcke beauftragen. Der Finanzminister Poincaré-Quartier war damit
zufrieden; doch als der Stoff angelangt war und den Franzosen
übergeben wurde, ergab sich ein neuer, unerwarteter Anstand.
Der erste Finanzminister der zweiten französischen Republik wollte
nämlich nun auch noch die deutschen Geldsäcke — bezahlt haben!

„Erzählen“, meinte er zu Bismarck, „für jeden Geldsack be-
rechnet die Bank von Frankreich nach Gesetz 75 Centimes, und
dieser Betrag — hm —“

Der ob solcher „Naivität“ verblüffte Kanzler unterbrach den
Sprecher mit einem kurzen: „Wir bezahlen jeden einzelnen Sack.“
Befriedigt zogen die edeln Pariser ab und schon am folgenden
Tage wurde die Weiterzahlung wieder aufgenommen und auch
weiterhin anstandslos zu Ende geführt. Mit der letzten Geld-
lieferung traf aber auch wirklich prompt die Rechnung der Bank
von Frankreich ein für die deutscherseits gelieferten Geldsäcke,
die sich auf nicht weniger als 23500 Franken belief, und sofort
ebenfalls prompt — von der Kontributionssumme — bezahlt wurde.
Auch der sonst so peinlich gestrenge Oberrechnungshof genehmigte
später diese sonderbare Ausgabe der 23500 Franken; nachdem
man sich die Mühe genommen hatte, die französische Bankordnung
einer genauen Durchsicht zu unterziehen.

Der französische heilige Bureaunkraus konnte mit seinem Ge-
schäft wohl zufrieden sein.

A. R.

Regierbild.



Wo ist der Wärenjäger?

Hüte dich, Mägdlein!



um weht der tose Vorfrühlingswind,
So macht er's alljährlich im März.
Gib acht, du junges, du schönes Kind,
Er fahndet nach deinem Herzen.
Güte dein Herzlein, o Mägdlein fein,
Laß, o laß nicht den Märzwind hinein!
Schmeichelt und weht er die Beilchen im Wald,
Die schlafenden drünten im Grunde.
Weht auch in jungen Herzen gar bald
Liebe mit so jenem Munde.
Güte dein Herzlein drum, Mägdlein fein,
Laß, o laß nicht den Märzwind hinein!
Blüht dann die Beilchen und blüht die Lieb,
Nacht er sich schnell aus dem Staube,
Und dem Märzwind, dem eifigen Dieb,
Werden die beiden zum Raube.
Güte dein Herzlein drum, Mägdlein fein,
Laß, o laß nicht den Märzwind hinein!

Johanna Westrich.

Unsere Bilder

Eine Sanitätskolonne auf dem Marsch zum Schlachtfeld. Unser Bild ist eine Aufnahme vom Kriegsschauplatz und zeigt, wie sich eine Sanitätskolonne nach Beendigung des Gefechts zum Abführen auf das Schlachtfeld begibt.

Oberleutnant Steinbauer, der, wie gemeldet, das französische Linien-schiff „Gaulois“ im ägäischen Meer, den Transportdampfer „Zvernia“ und einen anderen bewaffneten Transportdampfer versenkte, war auch Kommandant jenes U-Bootes, das am 5. Okt. den 18150 Tonnen großen Cu-narddampfer „Franconia“ versenkte.

Polnische Post. Nach dem Gemälde von A. v. Wierusz-Kowaleki. Kein fables Kulturbild. Man hat sonst, wenn man Zustände, die das Gegen- teil von Ordnung sind, bezeichnen wollte, von polnischen Zuständen ge- redet und bewirte und verworrene Einrichtungen polnische Wirtschaft ge- heißen. Jetzt tut man's nicht mehr, nachdem wir uns mit den Polen an- gefreundet haben und Aussicht vor- handen ist, daß die Zustände dort einer Erneuerung und Verbesserung entgegengehen werden. Auch von der polnischen Post, die uns unser Bild vorführt, könnte man nicht gerade in jenem verächtlichen Ton reden. Höch- stens, daß es bei der polnischen Post offenbar recht gemütlich zugeht. Der kaiserlich russische Postillon hat seinen bequemeren Sitz den beiden Bauern- mädchen eingeräumt und begnügt sich in seiner Galanterie mit einem Stehplatz hinten auf den Schlitten- läufen, wie's bei uns die Buben machen, welche gerne einem vor- überfahrenden Schlitten hinten auf- springen und sich so eine Strecke weit Freifahrt gestatten. Es hat übrigens auch noch einen besonde- ren, etwas selbstfüchtigen Grund. Denn eine Unterhaltung mühte Jwan doch mit den beiden führen; so ist er ihnen viel näher und es läßt sich von dort viel bequemer schäkern, als wenn er vorne säße, sich den Hals schief verrenkte und erst nicht viel von der Unterhaltung hätte. So überläßt er wie ein feiner Ritter seiner Dame die Zügel, und fährt wie Unterhaltung gehen flott weiter. In unserem heimlich geregelten Postdienst läme allerdings so etwas nicht vor; auch sind unsere Post- beförderungsmittel nicht so primitiv wie dieser kaiserlich russische Post- schlitten. Aber der Verkehr ist ja dort auch nicht so reger wie in den dicht- bevölkerten Ländern wie den westeuropäischen, und der kaiserlich russischen Verwaltung darf man schon etwas zugut halten.

Allerlei

Der Sprachreiniger. Diener: „Barbon, Herr Bureauchef.“ — Herr: „Gewöhnen Sie sich doch endlich die Fremdwörter ab. Man sagt nicht Barbon, sondern Verzeihung, und dann bin ich nicht Bureauchef, sondern Kanzleileiter, Sie Idiot!“ — Musiker, zur Wirtin: „Was kostet dieses Zimmer einschließlich Al- vierbenutzung?“ — Vermieterin: „Das kann ich Ihnen so nicht sagen; da müssen Sie mir erst etwas vorpielen.“

Der berühmte Maler Vacici erhielt von einem Edelmann den Auf- trag, sein Porträt zu malen. Es war sehr gelungen und Vacici verlangte 100 Scudi dafür. Der Edelmann versicherte, er werde bei Abholung des Bildes das Geld senden. Da dieses aber nach Ablauf eines Jahres nicht erfolgte, so malte Vacici über das Porträt ein eisernes Gitter mit der Aufschrift: „Wegen Schulden im Gefängnis“, und stellte es an einem auffallenden Orte seines Ateliers auf. — Mehrere Besucher dieses Ateliers erkannten augenblicklich den Edelmann, und ein Freund seiner Familie be- nachrichtigte hievon den reichen Rhein deselben, der sich zu Vacici begab, die Summe bezahlte und so seinen Reffen aus dem Gefängnis erlöste. St.

Die Frau mit dem Bart. In der Sammlung völkerrundlicher Bilder des Naturforschers Joh. Friedr. Blumenbach (geb. 1752 in Gotha, gest. 1840 in Göttingen) befindet sich das Bildnis einer Frau, das beinahe als das eines Mannes gelten kann, denn die Dargestellte trägt einen stattlichen Vollbart, der ihr bis tief auf die Brust herabreicht. Nur die Zöpfe, die aus der Mähne heraustragen, und das geschnürte Nieder deuten das weibliche Wesen an. Die Unterschrift des lebensgroßen Bildes lautet: „Wahre Abbildung von Elisabetha Knechtin, eines Bauern Tochter, nächst Appenzell in der Schweiz geboren 1620, ist 8 Jahr verheiratet gewesen und im 84. Jahre ihres Alters annoch am Leben abgemalt worden.“ Es handelt sich bei dieser Frau um einen höchst seltenen Fall von Ab- weichung vom gewöhnlichen Körperbau.

Bereinsachte Schneefahrt. In sehr praktischer Weise hat Neuport das Problem der Schneefahrt aus seinen Straßen gelöst. Es läßt den so sehr hinderlichen Schnee in starken eisernen Kästen sammeln, die auf Rädern gehen. Sie werden durch Dampfmaschinen bewegt, und der Dampf wird zugleich durch Röhren in den Sammelbehälter geleitet. Das bringt den Schnee schon während der Fahrt zum Schmelzen. Ebenfalls

während der Fahrt fließt das Schmelzwasser ab, und so wird unan- scheinlich für die Aufnahme neuer Schneemassen Platz geschaffen. Arbeit- haben schon vorher den Schnee an verschiedenen Punkten auf- und so oft der Dampfswagen einen dieser Schneehaufen erreicht, st- still, um von den Schneefahrern von neuem gefüllt zu werden. von diesen Wagen haben die Kistenstadt mit größerem Erfolge den Schnee befreit als sonst 75 Wagen nach dem alten Abfuhrsystem.

Gemeinnütziges

Bei jedem Gange zum Bienenhaufe beachte man immer die Fluglöcher und Ausflugsbretter! Sie sagen uns oft mehr als eine mal ganz unnötige Untersuchung. Im zeitigen Frühjahr scheint Vorsicht doppelt geboten, weil die Öffnungen leicht durch Tote und verlegt werden. Die Reinigung durch eine Kieflfeder oder eine rechtwinklig umgebogenen haben unter möglicher Schon- Ruhe für die Bienen gebrach-

Obstsorten, die leicht unter- leiden, sollten möglichst in Bildung veredelt, angepflan- den. Die Zwergunterlage der Bäume meist eher zum Tragen sie vermehrt durch die Verlang- des Saftumlaufes die Fro- ganz bedeutend.

Im den Wuchs der zu fördern, ist eine möglichst Fütterung und viel Bewegung wendig. Gegen die Kälte in Entzhen nur die ersten drei wochen empfindlich.

Kartoffelsalat ohne Ei. bringt etwa 1/4 Liter Wasser kochen und rührt dann einen- chen Kaffeelöffel Kartoffelmel ein, daß es eine dünnflüssige gibt, fügt Essig, Salz und Pfeffer und schüttet es halb erlaltet in Kartoffeln. Auch bei Sellerie- Bohnensalat verwendbar.

Schmutzig gelbe oder grane Streifen und verlaunene Stoffe frischer Wäsche rühren von den unsauberen Wäscheleinen her, die den längeren Gebrauch grau geworden sind. Wenn man dies bemerkt, die Wäscheleine sehr gut gereinigt werden. Man löst eine Lauge von Soda und gießt diese in ein flaches Waschgefäß über die Wäsche. Mit einer Handbürste reibt man die Sodalauge tüchtig in die Leine, bis sie ganz sauber ist, spült mit reinem warmem Seifenwasser nach, legt sie dann in klarem, warmes Wasser, worin sie zum letztenmal nach- wird. Auf dem Boden oder in einem anderen großen, lustigen in dem weder Kohlenbestände oder andere staubige Sachen untergebracht wird die Wäscheleine zum Trocknen ausgespannt. Es genügt auch, die über ein sauberes glattes Brett, eventuell Plättbrett, zu spannen. Wäscheleinenpanner eignen sich am besten dafür. Man muß die Wäsche glatt und sorgfältig aufspannen, in der Nähe des Ofens oder am Fen- ster trocknet das gleichmäßig aufgezogene Wäschelein am schnell-

Quadraträtsel.

A	A	B	D
D	E	E	I
I	K	L	N
N	O	Q	V

Die Zusammenstellung der 16 nebenstehenden Buchsta- ben ist so vorzunehmen, daß die wagerechten und entpre- genden senkrechten Reihen gleiche Wörter ergeben. — Die Bedeutung derselben ist: 1) Eine Stadt in Algerien. 2) Ein altägyptischer Schrift- steller. 3) Eine griechische Gottheit. 4) Ein Gesell- schaftstand. Joh. Heise.

Bilderrätsel.



Auslösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
206, 208, 207.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.